

THOMAS MULITZER

POP

ist

tot

ROMAN

kremayr
scheriau

krema
nais

THOMAS MULITZER

POP IST TOT

ROMAN

KREMAJR & SCHERIAU

»Please tell me why we couldn't stay
Don't let this feeling ever go away
Let this memory forever be inside of me
Through every hour of every day.«
Against Me!

»Wer unsere Gesichter sah,
Hätte meinen können, wir überquerten
Die Grenze der Vernunft.«
Roberto Bolaño

»Leben ist nichts, wenn es nicht Rebellion ist.«
Jörg Fauser

GEFÜHL IST ALLES

Wir waren Helden.

Ruhestörer.

Krawallmacher, Schreihäse, lärmende Heiden.

Würgeengel der Besinnlichkeit.

Nie gab es einen schöneren Klang auf der Welt als den krachenden Akkord einer E-Gitarre, der aus einem übersteuerten Röhrenverstärker dröhnt, das Flirren der Obertöne und die unsichtbaren Schwingungen, die dir in den Bauch fahren wie die Druckwelle einer Explosion. Dazu der treibende Beat des Schlagzeugs und ein wummernder Bass. Dazu eine Stimme, geölt mit Cola-Rot und Zigaretten, kurz vor dem Wegbrechen. Dazu dutzende nassgeschwitzte Körper, die grölen, klatschen und ekstatisch vor der Bühne wuseln wie ein Ameisenvolk auf Speed. Das ist ein Klang, den du nicht nur hörst, sondern vor allem spürst, in der Magengrube, in den Beinen, im Hypothalamus. Ein Klang, den du nie vergessen wirst. Den du noch Jahre später heraufbeschwörst, in der Hoffnung, ein Gefühl wiederzubeleben, von dem du nicht sicher bist, ob es nicht längst unwiederbringlich tot und vergessen ist. Damals war es einfach: rein in den Van und raus auf die Straße, das Klinkenkabel in den Amp stecken und aufdrehen, bis die Gläser klirren.

Damals. Verschwommene Nächte voller Glück und Tinnitus. Wir neigen dazu, die Vergangenheit zu verklären und auf ein Podest zu stellen, aber wenn man weiß, dass es an der Gegenwart nichts Leuchtendes gibt, nichts, das man schönreden oder retrospektiv idealisieren könnte, dann ist man um jedes Highlight froh, das golden aus der dunklen Masse der Erinnerungen sticht.

Ja, wir waren Helden.

Unruhestifter, Widersacher der Stille.

Unser Sound zerriss das Schweigen und Geplapper einer weiteren Yuppiegeneration, die zu gesättigt und zufrieden war, um aufzubegehren. Für die Musik nichts weiter war als das Begleitgedudel ihrer Karriere. Unsere Songs waren nicht in den Charts, wir spielten nicht in großen Hallen, unsere Gesichter grinsten nicht von den Covers der Musikmagazine, die in jener Zeit noch bedeutend waren, und für die Majorlabels und die Masse waren wir praktisch nicht existent. Aber im Underground, knapp unter der Wahrnehmungsgrenze des Mainstreams, dort trieben wir uns herum. In den kleinen Clubs verewigten wir uns mit unserem Schweiß, Blut und verzerrten Akkorden, deren Echos heute noch zwischen den Wänden hin und her irren, immer leiser werdend, aber nie verstummend. Und von Zeit zu Zeit, wenn es mich nach Monaten der Abstinenz auf ein Konzert verschlägt, finde ich einen verblassten Sticker an der Klotür, und für einen Moment wähne ich mich jung und motiviert und kurz davor, in den Nebeldunst der Bühne zu steigen. Wenn dann die neueste hippe Nachwuchsband mit Synthsounds ihren Gig beginnt, lande ich ernüchtert in der Gegenwart.

Wir waren Nomaden.

Ruhelose.

Stundenweise Gäste, nie gekommen, um zu bleiben, sondern immer auf der Durchreise, auf Zickzackkurs von einem Kaff zum nächsten.

Natürlich, die Nächte im Van waren kalt, die Duschen im Backstagebereich schimmelig, das Catering beschissen und die Gagen durchwachsen. Aber hätten wir die Möglichkeit gehabt, vor all den Jahren, dann wären wir für immer im Refrain eines Songs geblieben, hätten uns für alle Ewigkeit eingenistet in der Zeitkapsel eines beliebigen stickigen Raums voller Betrunkener, zwischen der zweiten Strophe und der Bridge.

Der Weg nach oben ist hart. Noch härter ist es, wenn man keinerlei Ambitionen besitzt, irgendwohin zu gelangen außer in die bebühnten Beisln dieses Landes. Wenn man sein Ding durchzieht, ohne sich um Trends zu scheren. Oben war besetzt: von den Castingshowopfern, den Grunge- und Poprockdeppen, den Blendern und ständig wechselnden One-Hit-Wunderkindern. Die Nische zwischen Ruhm und Bedeutungslosigkeit war unser Terrain. Auf allen Seiten wurden wir von aufstrebenden Träumern überholt, die schließlich doch unterwegs am Wegrand liegenblieben. Die Musikindustrie ist das Schlachthaus unter den künstlerischen Ponyhöfen. Wir machten das Beste draus und konzentrierten uns auf die guten Seiten: Fahrtwind, Freibier und Balsam für das Ego, wenn sich Wildfremde den Bauch mit Edding signieren lassen. Aber das Schönste war der Lärm. Wir schrien die Texte ins Mikro, bis wir Blut spuckten, weil mal wieder jemand über die Monitorbox gestolpert und gegen den Mikroständer gefallen war. Meine Halsschlagader war gefährlich angeschwollen und meine Finger verkrampften, wenn wir endlich die letzte Zugabe spielten. Nach einem synchronen Luftsprung lehn-

ten wir die Gitarren an die Boxen, damit es ordentlich brummte und quietschte. Das Störgeräusch sollte sich in jeden Gehörgang fressen, jeden anderen Sound vollkommen auslöschen, und natürlich mussten auch die Nachbarn mitbekommen, dass wir in der Stadt waren. Wenn ich die Augen schließe, höre ich die Rückkopplungen noch heute. Ein nie enden wollender Schlussakkord, der sich zur unerträglichen Marter auswächst. Seitdem verklingen die Echos unserer Heldentaten.

Hallen nach und verschwinden mit dem Wind.

Sterben ab an den Wänden längst geschlossener Clubs.

PHANTOMGERÄUSCHE

Ihre Stimme verdrängt den Piepton in meinem Ohr. Sie grätscht förmlich in den Abgrund zwischen zwei Songs.

»Denkst du an die Präsi für das Chemistry-Meeting am Freitag?«

Doris hält den Kopf schief und wartet, bis ich den Kopfhörer abgenommen habe. Bürogeräusche und irgendwo ein Radio. Dann wiederholt sie die Frage, obwohl ich sie schon beim ersten Mal verstanden habe.

Ich nicke und schliesse instinktiv das Browserfenster, auf dem sich gerade noch halbnackte Körper rhythmisch zu einem Beat bewegt haben.

»Das muss *killer* werden, ich zähl auf dich.«

Ihre übergroße Brille ist ein Fashion-Statement, das ich nicht verstehe.

»Klar, Doris.«

Jetzt muss ich das Video noch mal suchen, dabei habe ich mittlerweile vergessen, wie der Rapper heißt. Um musiktechnisch auf dem neuesten Stand zu bleiben, komme ich nicht umhin, die aktuellen Meisterwerke dieser Halbwüchsigen mit Face-Tattoos zu begutachten, nur um jedes Mal festzustellen, dass ich mit meinem Musikgeschmack im Punkrockkosmos am Ende des letzten Jahrtausends hängengeblieben bin. Mir ist das alles fremd, die verzerrten Stimmen und diese geradezu schmerzhaft Inhaltslosigkeit lassen mich ratlos und latent aggressiv zurück. Früher habe ich mich über die Leute lustig gemacht, die nie aus ihrer *Led-Zeppelin*- oder *Grateful-Dead*-Phase herausgefunden haben. Das waren ergraute Männer in ausgewaschenen Bandshirts

mit den Tourdaten vergangener Jahrzehnte am Rücken, die immer noch lange Haare hatten, obwohl die Geheimratsecken und die Tonsur lauthals eine Kahllrasur forderten. Steht mir dasselbe Schicksal bevor? Wenigstens hatte ich nie einen Iro.

Doris kreuzt schon wieder auf.

»Bezüglich CI bist du up to date?«

Abermals nicke ich. Ich kenne das Unternehmen, das Geschäftsfeld, die Mitbewerber und Zielgruppen, und gleichzeitig frage ich mich, ob der Slogan meiner Jugend – »No Future« – eine sich selbst erfüllende Prophezeiung war.

Ich setze den Kopfhörer wieder auf. Das ist mein Schutz davor, im Büro angesprochen zu werden. Bis auf Doris, meine Vorgesetzte, halten sich auch alle dran. Außerdem dient die ständige Beschallung dazu, den Tinnitus in Schach zu halten, der sich auf diese Weise vom Störgeräusch zum Begleitton wandelt, vom Leitmotiv zur unbedeutenden Frequenz neben anderen. Mir reichen die täglichen Projektmeetings und Telefonkonferenzen, dazwischen will ich meine Ruhe haben. Ruhe für den alleinigen Zweck, mir ungestört Lärm in die Gehörgänge zu blasen. Mit ihren knapp 1 Meter 80 macht Doris mächtig Eindruck. Wenn sie auch noch T-Shirts mit Valerie-Solanas-Zitaten trägt, ist sie geradezu zum Fürchten. Besonders für mich, den einzigen Mann in der Abteilung.

Schon als ich das Großraumbüro in der ehemaligen Ziegelfabrik zum ersten Mal betrat, schoss mir die ideale Bezeichnung für meinen zukünftigen Arbeitsplatz in den Kopf: Hipsterhöhle. Das Gebäude gilt als perfektes Beispiel für gelungene Revitalisierung: Wo früher Arbeiter vor Hochöfen schwitzten, tummeln sich jetzt Full-Service-PR-Agenturen, IT-Start-ups, Co-Working-

Spaces, Bio-Coffeeshops, Gewerbelofts und Ateliers. Backsteinwände und Sichtbeton schaffen ein zeitloses Ambiente für offene Kommunikation, Genuss und eine ausgewogene Work-Life-Balance. So steht es zumindest auf der Website. Im Großraumbüro gibt es mehrere Schreibtischinseln, auf denen Fixangestellte und freie Mitarbeiterinnen projektbezogen arbeiten, und eine futuristische Chill-Area, in die man sich zum Ideenfinden zurückziehen kann. Das Team besteht aus altgedienten Lesben, blutjungen Bloggerinnen mit Turnbeuteln und Birkenstocksandalen und einer Handvoll Praktikantinnen. Ich erfülle eine Quote, bin ein Zeichen des guten Willens und ein Zugeständnis daran, dass auch Männer dazu fähig sind, ein wenig Content zu managen, oder wie Doris sagen würde: »Den neuen Schreibtisch bau ich selbst zusammen, aber bring du mir einen Cappuccino.« Das stand damals in der Ausschreibung: Content Manager (w/d/m). Jetzt sitze ich zwischen Feministinnen, die Social-Media-Kampagnen planen und ihre benutzten Tampons in einem Müllsack sammeln, den sie abwechselnd in den Postkasten einer Burschenschaft und den Opferstock einer benachbarten Kirche entleeren. Ich fühle mich den Umständen entsprechend wohl.

Nebenan trifft sich ein Projektteam:

»Besprechen wir die Kampagne zum Markenrelaunch: Unser Ziel ist es, möglichst viel Aufmerksamkeit zu generieren und im Idealfall eine neue Weiblichkeitsdebatte anzustoßen. Stichwörter: sich gängigen Schönheitsidealen widersetzen, Normen hinterfragen, Grenzen auflösen, neue Trends setzen. Lasst uns brainstormen.«

»Die Form des Lippenstifts ähnelt einer Patronenhülse. Frauen, die unseren Lippenstift benutzen, sind

also Scharfschützen. Scharfschützinnen. Rote Lippen sind scharf in dem Sinn, dass sie geladen sind und eine zerstörerische Wirkung haben.«

»Das gab's doch vor Jahren schon mal, oder?«

»Aber nicht so durchdacht. Stellt euch dazu Slogans vor wie: *Die Bombe scharfmachen, Achtung, hier wird scharfgeschossen* oder *Scharf, schärfer, Lippenstift* usw.«

»Das ist doch banal und sexistisch, damit begeben wir uns auf ein Niveau, das weit unter unserer Würde liegt.«

»Ich dachte, beim Brainstormen wird nicht geurteilt.«

»Na, dann urteile nicht über meinen Einwand.«

Eine motivierte Praktikantin meldet sich zu Wort:

»Und wenn wir den Fokus auf die Lippen als Artikulationsorgan legen? Wir machen die Lippen scharf, damit wir was zu sagen haben? Damit wir uns perfekt gestylt gegen das Patriarchat auflehnen können. *Glamorous Revolution*.«

»Gibt's sonst noch Ideen?«

Sie probiert es ein zweites Mal.

»Lippen chippen? Dank hochmoderner Wirkstoffe passt sich die Farbe des Lippenstifts intelligent an den pH-Wert der Lippenhaut an. Die Eigenfarbe der Lippen wird verstärkt, das ist wie ein kosmetisches Chiptuning. Und nennen tun wir das Ganze: iLips.«

Betretenes Schweigen.

Jetzt ist Claudia am Zug, Doris' rechte Hand.

»Ich hab's: Der Lippenstift als klassisches Phallussymbol. Verrucht seit seiner Erfindung.«

»Ja eh.«

»Rot ist nicht nur die Farbe der Liebe, sondern auch die Farbe der Gewalt und des Blutvergießens. Die erotische Komponente der weiblichen Lippen wird zur brutalen, erbarmungslosen umgedeutet.«

»Wie stellst du dir das vor?«

»Die Frau von heute will mit Make-up nicht ihre Attraktivität für den Mann betonen, sondern die Gefahr, die sie für ihn darstellt, ihre Macht. Und das tut sie, indem sie ihre Lippen mit dem Blut eines abgetrennten Gliedes färbt. Das setzen wir im Produktdesign um, ganz easy: Der Stift ist der Schaft, der Deckel die Eichel, die Frau nimmt die Eichel ab, entmannt den Mann und nährt sich mit seinem Lebenssaft, labt sich am Blut ihres Unterdrückers, der zum Opfer geworden ist.«

»Aber ist das nicht Kannibalismus?«, fragt die Praktikantin entsetzt.

»Nein, das ist Selbstverteidigung. Pure Notwehr! Der Lippenstift wird zum Symbol der Befreiung. Das prächtige Rot wirkt bedrohlich und damit auch glamourös und anziehend. Männer sehnen sich in ihrem tiefsten Inneren ja danach, entmannt zu werden, endlich Frau zu sein.«

»Men's Blood – die perfekte Farbe für jeden Teint.«

»Das neueste Modell der Linie LipsDick.«

»Erhältlich in den Farben Schweineblut und Ochsenblut.«

»Meine Damen, ich glaube, wir sind auf dem richtigen Weg.«

Mittagspause. Es gibt keine absolute Stille. Das Rauschen in den Blutbahnen, das Pochen des Herzens, dieses verdammte Pfeifen im Ohr. Aber es gibt die Illusion von Stille. Wenn die Gedanken abschweifen und man die Gegenwart hinter sich lässt, wenn sich die gesamte Aufmerksamkeit auf etwas jenseits unseres Daseins richtet, dann stellt sich in seltenen Momenten so etwas wie Ruhe ein. Wenn ich vom wohltuenden Lärm meiner Jugend träume, wird der schreckliche von heute ausgeblendet, das Klappern der Tastaturen, der Kaffeeklatsch, die immergleichen Jingles im Radio. Es gibt Geräusche, die alle

hören, und Geräusche, die nur einer hört. Doris' schrille Stimme lässt jeden aus der Mittagsruhe schrecken, das anhaltende Pfeifen hallt nur in meinem Schädel wider. Tinnitus ist eine Wunde, die niemand sieht.

Ich sitze vor meinen zwei Bildschirmen und wühle mich durch die Untiefen eines Onlineshops. Meine Aufgabe ist es, alle Produkte zielgruppengerecht zu beschreiben und die Produktbilder mit alternativen Tags zu versehen. Neben der verbesserten Auffindbarkeit über Suchmaschinen gibt dies sehbehinderten Nutzern die Chance, zu erfahren, was auf den Bildern zu sehen ist. Jetzt kommt, was meinen Arbeitsalltag einigermaßen erträglich macht: marginale Sabotage. Die Tags der Bilder bekommen die allermeisten User niemals zu Gesicht, also kann ich hier im Prinzip schreiben, was ich will. Neben Geschlechtsorganen und deutschen Diktatoren österreichischer Herkunft habe ich mich in letzter Zeit vor allem auf vollkommen sinnbefreite, zusammenhanglose Begriffskombinationen spezialisiert: »Pferdeäpfel-Einbauküche«, »Brombeerkuchen-Amoklauf«, »gestreifter Kirchturm-Fötus in Flammen« usw. Ich stelle mir Blinde im Shoppingrausch vor, die vor ihren Screenreadern hocken und sich Bildbeschreibungen vorlesen lassen wie »elliptische Autobahn-Matratze«, »Ping-Pong-Penis«, »Papst Benedikt XVI. in roten Dessous und Springerstiefeln« oder »Bauchnabeexplosionskomitee« und dabei vollkommen den Glauben an die visible Welt verlieren.

Und wenn jemand in einer Suchmaschine nach »Muschi« oder »Hitler« sucht und zum Onlineshop meines geliebten Kunden gelangt, ist das sicher auch nicht schlecht fürs Geschäft.

Diese bescheidenen Akte der Rebellion geben mir das Gefühl, mich nicht ganz zu verkaufen, mir ein Stückchen

meiner Seele zu bewahren. Sie sind die chaotischen Highlights in den strukturierten Arbeitsabläufen meiner Position. Eine Praktikantin hat an ihrem letzten Arbeitstag auf Doris' Tastatur gekackt. Jedem seine kleinen Alltagsfreuden.

Wenn nachmittags die Konzentration im Büro nachlässt, kommt Tamara vom benachbarten Yogacenter, um Körper, Geist und Seele der Belegschaft mit ganzheitlichen Übungen in Einklang zu bringen. Tamara, die ausschließlich mit ihrem spirituellen Namen Shankari angesprochen werden will, trägt Bio-Yogaleggings und einen Sport-BH mit psychedelischen Ornamenten. Seit sie vor Jahren einen Intensivkurs in Goa besucht hat, weist sie gestresste Stadtmenschen in die Kunst der Asanas, Meditation und spirituellen Praxis ein. Das Team verteilt sich in der Chill-Area, meine Kolleginnen tragen Leggings oder weite Pumphosen, ich bleibe in meinen Jeans. Neuerdings steht Yoni-Yoga am Programm. Yoni ist der tantrische Begriff für die weiblichen Genitalien. Ich mache mit, weil alle mitmachen. Obwohl ich weder Vulva, Vagina noch Uterus besitze. Wenn es nicht hilft, schaden wird es wohl auch nicht.

»Wir begeben uns in den Göttinnensitz.«

Ich setze mich zwischen Claudia und eine Praktikantin. Shankari schiebt sich ein Meditationskissen unter ihren Po und demonstriert die richtige Position der Knie.

»Sitzt aufrecht, entspannt eure Gesichtsmuskeln, atmet sanft durch die Nase ein und ohne die Luft anzuhalten wieder durch die Nase aus. Fühlt, wie ihr zur Ruhe kommt, und spürt euch in euren Beckenboden ein. Formt mit den Fingern ein Dreieck und legt es in euren Schritt, sodass die Zeigefinger nach unten zeigen. Achtet darauf, dass eure linke Ferse direkten Druck auf die

Yoni ausübt, die rechte liegt am Schambein auf. Richtig, Claudia! Und wie gewohnt spannen wir beim Ausatmen unsere Gesäßmuskeln an.«

Ich verlagere mein Gewicht, verbiege meine Beine und versuche, die Gesäßmuskeln so gut es geht von den Beckenbodenmuskeln zu unterscheiden, aber so sehr ich mich auch bemühe, ich spüre nicht den Druck meiner Ferse auf meiner Yoni, sondern nur den Druck meines Toni auf der Ferse.

»Und jetzt der Schließmuskel.«

Alle atmen, spannen an und lassen los, atmen weiter und wirken nach jedem Atemzug entspannter. Meine Jeans zwicken im Schritt.

»Und jetzt die Harnröhre und die Eingangsmuskeln.«

Ich visualisiere mein Sakralchakra, das Zentrum meiner Sinnlichkeit und Kreativität, denn ich kann keine Eingangsmuskeln entdecken. Sofort fallen mir abstruse Begriffe für mein aktuelles Websiteprojekt ein.

»Diejenigen von euch, die gerade ihren Eisprung haben, werden sich voller Energie fühlen. Nutzt eure Power und lasst die Energie so richtig fließen. Wer zur Zeit menstruiert, kann während der folgenden Asanas einfach die Augen schließen und im Stillen meditieren.«

Reingefühlsmäßig würde ich mich zur zweiten Gruppe zählen. Da man bei mangelndem Yoga-Engagement aber verächtliche Blicke erntet, ziehe ich es vor, lieber nicht zu meditieren.

»Dieses Asana hilft euch dabei, den Hormonhaushalt zu harmonisieren und das Weiblichsein so richtig zu zelebrieren. Feiert die Göttin in euch. Und denkt immer daran: Euer Körper ist ein Tempel, ein göttliches Geschenk.«

Ein Geräusch durchbricht die Stille. Die Körper befreien sich von allen Spannungen.

Ich schließe die Augen und feiere die Göttin in mir.

DIMINUENDO

Als ich die Hipsterhölle verlasse, brennt der Himmel lichterloh. Die untergehende Sonne färbt den Horizont orange, rubinrot, violett. Ich steige auf mein Fahrrad und reihe mich in den Feierabendverkehr ein. In dieser Stadt mit dem Auto unterwegs zu sein, ist nichts anderes als der pure Wahnsinn. Salzburg: zu klein für eine U-Bahn, zu feig für ein zeitgemäßes Verkehrskonzept. Eine Kolonne von SUVs steht vor einer roten Ampel, und ich fahre rechts an ihnen vorbei. In jedem Auto sitzt ein Typ ohne Beifahrer, das sind Anzugträger mit Sonnenbrillen, die gelangweilt in der Nase bohren und dabei Gangsta-Rap hören. Ich atme ihre Abgase ein. Get rich or die tryin'.

Die Ampel springt auf Grün, ich will geradeaus fahren, doch ein rechts abbiegender Geländewagen schneidet mir den Weg ab. Ich kann gerade noch bremsen und »Oida« schreien, ohne dass mich irgendjemand hört. Hinter mir Gehupe, es stinkt, die Ampel blinkt schon wieder, also nehme ich den Umweg über die Fußgängerzone. Auch hier Stau: flanierende Touristen, die in Schaufenster starren, Slalom fahrende Radkuriere, die pausenlos klingeln, Reisegruppen auf Segways in Zeitlupe. Hier wohne ich, das ist meine Stadt.

Zwischen der barocken Altstadt und dem Geschäftsviertel, wo Wohnraum entweder leersteht oder kurzzeitig an Urlauber vermietet wird, am Rande der Gentrifizierungszone, biege ich in eine Seitenstraße. Ich sperre mein Fahrrad ab und krame den Wohnungsschlüssel aus der Hosentasche. Im Briefkasten nichts als Rechnungen und Reklame. Get rich or try dyin'.

Der Aufzug ist außer Betrieb, also gehe ich zu Fuß. Im Stiegenhaus laufen mir zwei Asiatinnen mit riesigen Rollkoffern über den Weg.

»Airbnb?«

Ich schicke sie in den siebten Stock. Das Gebäude hat nur sechs.

Nina kommt vorbei. Wir kennen uns von einer dieser Dating-Apps. Bei sowas weiß man ja anfangs nie, wie ernst das wird. Jedenfalls, als sie das erste Mal bei mir war und misstrauisch die Flyer an den Wänden begutachtete, wusste ich, dass zumindest unser Musikgeschmack schwer zu vereinbaren sein würde.

»Was hast du gegen Popmusik?«

»Nichts. Hab mal in einer Band gespielt.«

»*Pop ist tot?*«

»Pop ist tot, lang lebe Punk!«

Sie drehte sich um und schüttelte den Kopf.

»Komischer Bandname.«

Dann hat sie mich geküsst, und seitdem sehen wir uns regelmäßig.

Für eine Wirtschaftsprüferin ist sie sehr witzig. Wir schauen einen Film von David Lynch und sie muss ständig lachen. Dabei ist der Film eher ernst.

Ohne Dating-App hätten wir uns nie kennengelernt. Wir leben in zwei verschiedenen Welten, zwei Dimensionen derselben Stadt. Die Couch, auf der wir sitzen, und das, was wir nach dem Film hier machen werden, ist die Schnittmenge unserer Existenzen.

Ich erzähle ihr, dass David Lynch nach seinem Highschool-Abschluss für kurze Zeit in Salzburg wohnte. Die Stadt war ihm aber zu sauber und zu ungefährlich. Zu steril. Nach zwei Wochen haute er fluchtartig ab nach Paris.

»Warum bist du eigentlich nie weggegangen?«

»Ich war viel unterwegs, von daher war es nicht so wichtig, wo ich wohne.«

»Und jetzt?«

»Jetzt hab ich mich an die Sterilität gewöhnt.«

»Deine Wohnung ist jedenfalls alles andere als steril.«

»Haha. Aber wenn jeder immer dorthin gehen würde, wo es scheinbar am coolsten ist, dann würde das ganze Land versauern. Wenn alle nach Wien ziehen, haben wir am Ende diesen gigantischen kulturellen Wasserkopf, der auf einem verkümmerten Körper steckt. Wenn da von unten keiner dagegenhält, bricht alles zusammen. Ich halte die Stellung, bis es wieder cool ist, hier zu leben.«

»Also ich finde es hier sehr cool.«

»Weil für dich sauber, ungefährlich und steril Synonyme für cool sind.«

»Jedenfalls besser als dreckig, gefährlich und unhygienisch. Meinst du nicht?«

»Außerdem ist wegziehen immer auch aufgeben.«

»Genau wie bleiben und sich aufregen.«

»Da hat wohl jemand doch noch *Pop ist tot* gehört.«

»Die Texte sind eh ganz okay. Solange du selber dafür sorgst, dass es cool ist, musst du nicht warten, dass es vielleicht irgendwann wieder cool wird. Falls es das für dich jemals war.«

»Ich komm mir so alt vor, wenn ich das sage, aber in den Neunzigern war es das tatsächlich.«

»Oh mein Gott, du *bist* alt.«

»Mit Punk im Herzen bleibt man immer jung.«

»Mit Punk im Herzen, am Abend auf der Couch, in der sterilsten Stadt der Welt.«

»Könnte schlimmer sein.«

Könnte aber auch besser sein.

Nina schläft, und ich dreh den Fernseher leiser. Ich sollte auch langsam ins Bett, muss morgen früh raus. Mein

Blick fällt auf die Poster und Flyer an der Wand, all die Erinnerungen, die von großartigen Nächten zeugen, von unseren 15 Minuten Ruhm in einem scheinbar anderen Leben, von dem nur papierne Reste übriggeblieben sind. Vergilbte Zettel und ein paar CDs, die ich nur einlege, wenn ich mich der Sentimentalität voll und ganz hingeben will. Ich öffne das Fenster und zünde mir eine Zigarette an. Die Lichter der Stadt, die beleuchtete Festung, der blinkende Sendeturm am Gaisberg. Ich komme mir vor wie ein Typ am Ende eines Films, die Geschichte ist vorbei, er steht im Dunkeln und raucht, denkt noch mal über alles nach. Das Orchester setzt ein, Namen und Funktionen bewegen sich durchs Bild, Sponsorenlogos werden eingeblendet, vielleicht noch eine Widmung und dann ist Schluss. Ein paar Straßen weiter wird in den Bars gefeiert, tiefe Bässe dröhnen aus tiefergelegten BMWs. Ich blase den Rauch nach draußen und er zieht nach oben, wo sich langsam, aber sicher ein Unwetter zusammenbraut. Ein verirrter Tourist läuft über die Straße, eine Kamera baumelt um seinen Hals. Er schaut kurz zu mir herauf, bleibt abrupt stehen, bringt die Kamera in Position, drückt ein paarmal ab und eilt weiter. Für ihn bin ich nur ein Statist in diesem barocken Freizeitpark, eine Silhouette im Fenster mit Kirchturm und Mond im Hintergrund. Datenmüll auf einer japanischen Speicherkarte.

Was mache ich hier? Inmitten dieser Kitschkulisse, die erfolglos versucht, das historische Erbe mit bäuerlichem Charme und neuem Prunk in Einklang zu bringen? Wind zieht auf, der Abspann dauert schon viel zu lange. Eine Wolke schiebt sich vor den Mond. Als würde sich der Vorhang langsam über die Leinwand senken, ohne dass es vorher einen Film gegeben hätte. Einen Kurzfilm vielleicht. Von David Lynch. Ich zünde mir eine weitere Zigarette an und warte auf den Regen.

GÜNTHER

Der Arbeitstag zieht sich wie ein Progressive-Rock-Song. Komplexe Themen, die Gespräche wiederholen sich, jeder will solieren und das Ganze findet kein Ende. Darum habe ich immer schon Punk bevorzugt: Man sagt, was Sache ist, und zieht das Ding nicht unnötig in die Länge. Gitarrensolo? Entbehrlich. Reprise? Vollkommen überflüssig. Besser reduziert als überproduziert, lieber ein abruptes Ende als repeat to fade. Die internen Meetings hingegen sind ein Wettkampf unter Virtuossinnen, endlose Selbstinszenierungen, und wenn man glaubt, das Schlimmste sei überstanden, heißt es da capo al fine. Da capo all'infinito. Zum Glück bin ich heute nur für das Protokoll zuständig.

Um sechs kommen die Reinigungskräfte. Ich mache Überstunden, weil ich in meiner regulären Arbeitszeit den Fokus zu sehr auf die Bildung abstruser Substantivkomposita gelegt habe. Als ich aus dem Augenwinkel eine Gestalt erblicke, schaue ich auf. Da steht ein Typ und inspiziert die Urkunden und Auszeichnungen an der Wand. Ich nehme den Kopfhörer ab. Er gehört nicht zum Putztrupp. Jeansjacke mit großem *Dead-Kennedys*-Aufnäher, Doc Martens, Wuschelkopf. Kein Zweifel, das ist Günther. Er steht breitbeinig da, nicht wie einer, der jemanden sucht, sondern vielmehr wie einer, der gefunden werden will. Er nimmt eine gerahmte Urkunde vom Haken und lacht laut auf, dann stellt er sie einfach gegen die Wand. In dieser Umgebung wirkt er wie ein Fremdkörper. Günther war der Schlagzeuger von *Pop*

ist tot. Für mich existiert er nur hinter seinem Drumset, hinterm Steuer des Bandbusses oder hinter einer Flasche Bier. Alles andere ist surreal, seine schiere Existenz außerhalb des gewohnten Kontexts, seine Anwesenheit hier in der Hipsterhölle ist absolut unvorstellbar. Als er einen Werbepreis aus dem Regal nimmt, stehe ich auf und gehe auf ihn zu.

»Das Rosarote Rebhuhn für diskriminierungsfreie Werbung?«, fragt er, ohne sich umzudrehen.

»Der Publikumspreis. Schlecht dotiert, aber gute Publicity.«

»Die Urkunde da drüben ist auch nicht übel, Oida. Frauen und Technik. Grundlagen plus Aufbaulehrgang.«

Ich bücke mich und hänge den Rahmen wieder an die Wand.

»Bist du hier der Quotenmann?«

Erst jetzt dreht er sich um. Wir schauen uns ein paar Sekunden lang an, dann fallen wir uns in die Arme. Wir haben uns schon Jahre nicht mehr gesehen. Ich kann noch immer nicht unterscheiden, ob er nach Aftershave oder Schnaps riecht. Wahrscheinlich eine Mischung aus beidem.

»Was machst du hier, Günther?«

»Die Frage lautet: Was zur Hölle machst du hier, Oida???«

»Die Werbebranche sabotieren.«

»Schlimm genug, dass du in der Provinz geblieben bist. Dann auch noch dieser Laden.«

Er klopft mir auf die Schulter.

»Ich hätte dich woanders gesehen. Wenigstens in Wien.«

Wien kann mir gestohlen bleiben, allein schon deshalb, weil mich jeder dorthin verfrachten will.

»Wenn es dort so toll ist, was machst du dann hier?«

»Ich lad dich auf ein Bier ein.«

Ich will in die nächstbeste Bar einkehren, aber Günther gibt mir zu verstehen, dass Craft Beer nicht sein Ding ist. Also gehen wir ein Stück in Richtung Altstadt. Er macht große Schritte, ist immer noch der zappelige, motivierte Haudrauftyp, kurz gesagt erfüllt er alle Ansprüche, die man an einen anständigen Drummer stellt. Er trägt immer noch das Flinserl im Ohr, seine Geheimratsecken machen ihn locker zehn Jahre älter, als er tatsächlich ist. Eine Touristengruppe wartet auf ihren Reisebus und blockiert nicht nur den Gehsteig, sondern gleich die halbe Straße. Wir drängen uns durch die Menge.

»Oida, wie hältst du das jeden Tag aus?«

»Ich wohne da, wo andere Urlaub machen«, sage ich.

»Die machen hier keinen Urlaub, die werden hergekarrt, einmal durch die Altstadt getrieben und wieder eingesammelt. Wenn sie überhaupt Geld dalassen, dann für überteuerte Souvenirs und schlechte Schnitzel.«

Er ist ganz der Alte. Ich denke zurück an die Zeit, als wir mit der Band unterwegs waren und selbst Städte erkundeten, entweder vor dem Soundcheck oder in der Früh, rein ins Zentrum, Gruppenfoto vor einer beliebigen Sehenswürdigkeit, keine Zeit für Museen, ein Abstecher in eine Bar und weiter ging's.

»Craft Beer ist der Cloud Rap unter den Getränken. Jeder macht's und keiner braucht's.«

Der Bierkeller sagt ihm mehr zu. Wir bestellen und er setzt wie gewohnt zu einer seiner Tiraden an:

»Salzburg ist die perfekte Stadt, um sich vor der Gegenwart zu verstecken. Vor der Gegenwart und vor der Zukunft. Hier ist die Vergangenheit so mächtig, dass sie alles andere in den Schatten stellt. Die Geschichte von anderen verdrängt die eigene. Das ist ein vergoldeter Haufen Scheiße, du riechst doch, wie das alles stinkt!«

»Das einzige, was hier stinkt, ist dein Aftershave.«

»Oida...«

Nach dem Ende von *Pop ist tot* dauerte es keine drei Wochen, und er hatte eine spottbillige Wohnung in Ottakring gefunden, einen Job im Außendienst einer halbseidenen Spedition in der Tasche und ein gertenschlanke Ex-Groupie an seiner Seite, das sich nicht durchringen konnte, auch seinem Junkietum ein »Ex-« voranzustellen. Von Musik wollte er nichts mehr wissen.

»Raus mit der Sprache, Günther: Warum bist du hier?«

»Weißt du, wofür die Vertreibung aus dem Paradies wirklich steht?«

»Hä?«

»Die Vertreibung aus dem Paradies, Oida, die Bibel. Das ist nur eine Metapher. Zuerst waren die Menschen Nomaden und vollkommen glücklich. Dann wurden sie sesshaft und die Kacke war am Dampfen. Sie lebten auf engstem Raum mit ihren Tieren und bekamen grindige Krankheiten, die Kinder murksten sich gegenseitig ab, das gab es vorher alles nicht. Du bist auch sesshaft geworden, und was hast du davon? Früher gehörte uns der ganze Kontinent, heute vielleicht 50 Quadratmeter. Und die gehören jemand anderem.«

»Ich blick nicht ganz durch.«

»Was ich sagen will: Wir müssen zurück ins Paradies.«

»Aber gibt es das noch, das Paradies? Oder ist der Garten abgebrannt?«

»Die Kids fahren wieder voll auf den alten Sound ab, es gibt da eine neue Szene. Es wird Zeit, dass wir unsere Geschichte weitererzählen.«

»Keine Chance, Mann. Heute läuft das nicht mehr.«

»Es gibt ein Revival der Achtzigerjahre. Bald sind wir dran, Oida.«

»Du spinnst! Hast du schon mit Branko und dem Hansi geredet?«

»Zuerst rede ich mit dir, alles andere ergibt sich von selbst.«

»*Pop ist tot* ist tot.«

Er erhebt sein Glas.

»Lang lebe *Pop ist tot*.«

»Manche Dinge soll man in Frieden ruhen lassen.«

»Und manche Dinge verdienen eine Auferstehung, das Paradies zum Beispiel.«

Günther ist Gründungsmitglied von *Pop ist tot*. Er hat seinen Teil dazu beigetragen, dass die Band zerbrochen ist, aber da sind wir alle nicht ganz unschuldig. Dass gerade er versucht, diese Leiche wiederzubeleben, wundert mich.

Als wir den Bierkeller verlassen, kann sich mein Kopf nicht entscheiden, ob mich die Luft nüchterner macht oder erst so richtig betrunken. Ich biete Günther an, dass er bei mir übernachten kann, aber er hat irgendwo ein Zimmer. Er lehnt sich an eine Hauswand, versucht ein Anarchozeichen auf den grauen Verputz zu pissen und kann kaum die eine Minute stillstehen.

Fast wie früher.

Das Ergebnis gleicht eher einem Pentagramm oder einer zerplatzten Wasserbombe. Nur ein Verrückter würde in diesem Rorschachtest aus Pisse ein Anarchozeichen erkennen.

Er zieht den Reißverschluss zu und sieht zur Festung hinauf.

»Nein, nein, ist eh ganz schön hier.«

Die Arbeit an diesem Buch wurde durch ein Startstipendium des Bundeskanzleramts gefördert. Der Autor dankt für die Unterstützung.

www.kremayr-scheriau.at

ISBN 978-3-218-01281-2

Copyright © 2021 by Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien
Alle Rechte vorbehalten

Schutzumschlaggestaltung: Christine Fischer

Unter Verwendung dreier Grafiken von shutterstock.com:
sokolovski (1086953276); Freeda Michaux (1184065801); Dmitry
Sergodeev (1024712260)

Lektorat: Paul Maercker

Satz und typografische Gestaltung: Ekke Wolf, typic.at

Druck und Bindung: Finidr, s.r.o., Czech Republic

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung durch das Land Salzburg
und die Stadt Salzburg.

